

Zum Buch:

Man sagt ihm nach, *er fischt Künstlertalente aus dem Rinnstein*.

Der als Vagabunden-König von der Presse verschriene Gregor Gog lebt mit Frau und Kind in einem Holzhaus auf dem Stuttgarter Sonnenberg.

Es wird denen ein Refugium in der Not, die kurz vor dem Schwarzen Freitag 1929 zwischen Strick und Gashahn oder einem Leben auf der Landstraße kaum noch Perspektiven sehen.

Kurz vor dem Vagabunden-Kongress, den Gregor Gog in Stuttgart veranstalten möchte, gelangt das musisch begabte Mädchen Carola Prossen in die Künstler-Gemeinschaft. Hier kann sie erstmals ihre Träume leben und über den Tellerrand ihres Lebens im väterlichen Herrenhaus hinausschauen.

Als Carolas Vater, der Zeitungsmogul Wilhelm Prossen, davon erfährt, dass seine Tochter auf dem Sonnenberg ist, fürchtet er, so kurz vor dem anstehenden Vagabunden-Kongress, einen Skandal. Der Arm des Alten, der eng mit den nationalsozialistischen SA kollaboriert, ist lang. Das bekommen die Bewohner in der vagabundischen Oase bald zu spüren.

Ein biographischer Roman, der auf historischen Tatsachen beruht. Sorgsam und mit viel Fingerspitzengefühl von Gregor Gogs Großnichte Lisa Winter, welche ebenfalls Künstlerin ist, recherchiert.

Vita

Lisa Winter, Musical-Autorin, Sängerin, Schauspielerin, Singer-Songwriterin, geboren 1962, in der süddeutschen Stadt Oberndorf am Neckar.

Studium der Neueren Deutschen Literaturwissenschaft und der Europäischen Ethnologie an der Freiburger Universität mit Abschluss Magister Artium.

Während ihrer Abschlussarbeit zum Thema „Angst vor Zigeunern“ war sie des Öfteren auf den Namen „Gregor Gog“ gestoßen, den sie doch niemals kennengelernt hat.

Erst nach ihrer Bekanntschaft mit Gabriele Stammberger, Gregor Gogs Lebensgefährtin in der Sowjetunion, („Gut angekommen, Moskau“ 1999) war sie in der Lage, den vorliegenden Roman zu schreiben.

Lisa Winter

Der
Rinnsteinfischer

ROMAN



© 2024 Lisa Winter

Umschlag, Illustration: Alexandra Winter

Lektorat: Pamela Cropp

Druck und Distribution im Auftrag der Autorin:

tredition GmbH, Halenreie 40-44, 22359 Hamburg, Deutschland

ISBN

Hardcover ISBN 978-3-384-09512-1

Softcover ISBN 978-3-384-12802-7

e-Book ISBN 978-3-384-09513-8

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig.

Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu erreichen unter:

tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", Halenreie 40-44, 22359 Hamburg,
Deutschland.

*Meinem Großonkel, Gregor Gog,
dessen erster Ehefrau, Erna Gog,
und deren Nachkommen
in Liebe gewidmet.*

KAPITEL I

„Schaut in mein vor Leidenschaft zerfurchtes Gesicht.

Es liegt mein Herz im Kopf,
erschreckt euch nicht!“

Gregor Gog

Die sperrige Staffelei, mit der daran angebundenen Palette, schliff über den Boden. Siegi wurden die Arme schwer und ihm war, als wenn die gleißende Sonne seine Gliedmaßen noch mehr in die Länge zöge.

Dreimal waren sie von den Stuttgarter „Schanddarmen*“, wie Hannes immer sagte, schon verscheucht worden; doch heute war es schlimmer als sonst. Aber so kurz nach den „Ersten-Mai-Unruhen“, hätten sie sich das eigentlich denken können.

Hannes trug den vorbereiteten Malkarton, dessen Farbe noch nicht richtig trocken war, achtsam aufgestellt wie ein Schild vor sich her; über dem einen Arm schlenkerte eine abgewetzte Militärtasche, die bei jedem Schritt leise mit Siegis Klampfe* am breiten Band über Hannes anderem Arm zusammenschlug. Ganze dreißig Pfennige hatten sie bislang verdient – doch man sollte die Hoffnung ja nie aufgeben.

Vor den Aushangkästen einer Tageszeitung waberte eine unförmige Menschentraube. Während graue Schatten einander bei den Stellenanzeigen in Fünferreihen auf den Füßen herumtraten und gierig drängelnd einzelne Buchstaben zu erhaschen suchten, fanden die tagespolitischen Seiten weitaus weniger Zulauf. In übergroßen Lettern drangen dort die reißerischen Schlagzeilen in die Köpfe der Leser vor:

„33 Tote bei Mai-Unruhen in Berlin“, - „Die Blutschuld der Kommunisten“, - „Moskau braucht Leichen“, - „Der Louis als Demonstrant.“

Keiner regte sich darüber auf, niemand schmiss die Scheiben ein oder riss gar das gemeine Schandblatt heraus; ein jeder nahm das Geschreibsel für bare Münze, weiter begierig in Richtung Stellenannoncen schiearend, ob nicht doch endlich ein kleines Plätzchen frei geworden war.

Der Maler Hannes und Siegi der Musikant schwenkten auf einen freien Platz ein. Siegi, der ein paar Schritte vor Hannes gegangen war,

bemerkte nicht, dass sein Freund vor einer Litfaßsäule unvermittelt stehen geblieben war und schlurfte weiter seinen behäbigen Trott.

Bis Siegi bemerkte, dass Hannes nicht mehr hinter ihm war, dauerte es eine Weile.

Im selben Tempo wie er gekommen war, schlenkerte Siegi den Weg zurück und fand seinen Tippelfreund* Hannes völlig verändert vor.

Mit glänzenden Augen starrte Hannes auf eine bestimmte Stelle der Litfaßsäule und dann geschah, was Siegi nie für möglich gehalten hätte: Hannes lächelte

Noch nie hatte er Hannes lächeln gesehen – es wurde ihm offenbar zeitig abgewöhnt, - zuerst als Kind, im qualmigen Ruhr-Kohlenpott und dann unter Tage im Bergwerk.

Es sah auch irgendwie verkehrt aus dieses Lächeln. Ein Kopf mit tief in den Höhlen liegenden Augen, ein Totenschädel, lächelte. Langsam hob Hannes den Arm und deutete mit dem Finger auf ein schlecht geklebtes Plakat.

„Das ist meine Litfaßsäule, da steht mein Name drauf“; eng wie an eine Frau kuschelte, sich Hannes an die Säule

„Lies vor, Hannes, lies vor“, bat Siegi, obschon er genau wusste, was auf dem Plakat stand, zumal er es selbst dorthin geklebt hatte.

„Kunsthause Hirrlinger, Eröffnung der Vagabundenkunstausstellung am 21. Mai um 10 Uhr*

Veranstalter: Bruderschaft der Vagabunden, Schriftführer Gregor Gog
Ausstellende Künstler: Max Ackermann, Gerhart Bettermann, Hans Tombrock und Otto Heim.*

Rezitation: Vagabunden-Lieder von Gerhart Sigismund, genannt Siegi.“

Jetzt lächelte auch Siegi.

Er lehnte Hannes Staffelei an die Litfaßsäule an, zog eine zerknautschte Mütze aus der Hosentasche und legte sie vor sich auf den Boden. Schnell hängte er sich bummernd die Klampfe um und sang schief, aber laut und voller Inbrunst:

DAS LIED VON MUTTER GRÜN*

Bei Mutter Grün liegt die Sache ganz einfach,
Bei Mutter Grün gibt es alles umsonst;
Wenn du bei Mutter Grün wohnst.

Uns als deinen uneh'lichen Kindern,
Bietest du als Erbschaft Schnee und Eis,
Bei dir leben ist zwar nicht gesünder;
Im Winter ist es kalt, im Sommer ist es heiß.
Bei dir gibt's Wanzen, Dreck und Läuse,
Ameisen haufenweis' und Mäuse.

Doch du gibst uns die Freiheit,
Unsrer Wege zu gehen,
Achtest nicht auf die Kargheit,
In der wir vor dir stehen.

Zu Mutter Grün geht's hier durch den Wald,
Bei Mutter Grün werden wir alt.

Hannes lächelte nicht mehr. Stattdessen betrachtete er sein Bild. Doch schon war er mit seinen Gedanken wieder ganz woanders: Was wohl nach der Ausstellungseröffnung in der Zeitung stehen würde? „Könner in Lumpen“, oder „Kunst aus dem Rinnstein“, oder...? Ihm wäre wohl noch vieles eingefallen, doch dann fragte er sich, ob sie wohl überhaupt einen Rezessenten schicken würden, und stellte die grundierte Pappe auf die Staffelei.

Hannes öffnete seine abgegriffene Tasche und entnahm ihr eine Palette, Farben, Pinsel und einen winzigen Klapphocker.

Während er seine Farben auf der Palette anrührte, dachte Hannes daran, wem er das Ganze zu verdanken hatte.

Erst gestern hatte Gregor noch zu ihm gesagt: „Quassel' nich' so ville, Hannes, male!“, und hatte ihn einfach stehen lassen.

Früher hatte Hannes seine „Mennecken“ für ein paar Groschen, einen Teller Suppe oder ein Butterbrot gemalt; meist auf Karton oder Papier, das er akribisch sammelte und hüttete wie einen wertvollen

Schatz. Anfangs mit Kohle oder Bleistift skizziert, nahmen seine Mennecken dann im Laufe der Jahre immer konkretere Formen an.

Schließlich waren sogar teure Leinwandmalereien entstanden; die Mennecken jedoch blieben immer, was sie waren: Armselige kleine Menschlein – Elendsgestalten.

Hannes setzte sich, die Palette in der Linken haltend wie eine Trophäe, vor den grundierten Malkarton und starrte ihn an. Minuten verstrichen, Hannes rührte sich nicht. Nur wenn man es verstand, in seinen Augen zu lesen, konnte man etwas von dem unbedingten Willen seiner Schafenskraft verspüren, deren Drangsal wie winzige Glühwürmchen ab und an aus seinen Augen hervor sprühte.

Doch im Gegensatz zu anderen Malern, denen der Schöpfungsakt irgendeine Form von Genuss bereiten mochte, litt Hannes dabei Höllenqualen.

Als „Flagellant der Rinnsteinkunst“ hatte er sich selbst einmal bezeichnet.

Er vergesse dabei Zeit und Raum und immer befände er sich in einer dunklen Höhle, stolpere über halb verfaulte Skelette, Schutt –und Geröllmassen, krieche durch engste Steinschlünde, klettere zittrig über erhabene Felsvorsprünge, deren schroffe Absplitterungen hunderte Meter in die Tiefe rasten, wate durch eiskaltes Wasser und bewege sich mühsam auf einen kleinen Lichtpunkt in der Ferne zu.

Erst wenn er diesen Lichtpunkt erreicht habe, sehe er das fertige Bild vor sich und könne malen.

Plötzlich kam Bewegung in das bleiche Antlitz. Wie in den Wehen krümmte sich Hannes auf seinem Höckerchen zusammen, raufte sich die Haare und stöhnte entsetzlich. Gequollen traten die Adern an seinen Schläfen hervor und bildeten bläuliche Gebirgsketten.

Ein dicker Herr in Knickerbockern und Tweedjacke blieb stehen und wollte der Jammergestalt aufhelfen. Siegi jedoch machte ihm ein Zeichen, dass alles in Ordnung sei und der dicke Herr ging seiner Wege.

Immer mehr Passanten gesellten sich zu dem wunderlichen Paar hinzu. Geldstücke klingelten in der Mütze. Ein plötzliches Zucken in Hannes Auge verriet seinem Freund Siegi, dass das Spektakel begann.

Palette und Pinsel in Hannes Händen, fingen leicht zu zittern an. Hannes hastete zur Staffelei, tupfte einen Strich, ging ein paar Schritte zurück, stöhnte auf und setzte sich wieder. Kaum hatte er sich hingesetzt, sprang er auch schon wieder auf, rückte das Bild in ein anderes Licht und wandte sich ab.

Mit dem Rücken an der Litfaßsäule lehnend, starre Hannes auf den Gemüseladen gegenüber und sah doch nichts. Es wirkte, als wenn er gestorben wäre; kein Atemzug trübte die Luft.

Siegi summte derweil sein neuestes Lied.

Unverwandt blickte Hannes weiterhin zum Gemüseladen; zu den üppigen Auslagen vor der Ladentür, zu Schnittsalaten, Möhren und Lauch. Zu der dicken Gemüsefrau, die beide Arme in die Hüften gestemmt, vor ihrem Laden stand und sich fragte, was wohl dieser Menschenhaufen dort drüben zu bedeuten habe.

Siegi kannte Hannes Art zu arbeiten. Es war immer dieselbe jämmerliche Marter. Nicht, dass es ihm etwas ausgemacht hätte, im Gegenteil, seine besten Liedtexte waren ihm eingefallen, wenn er mit Hannes zusammen war. Irgendwie wirkte diese Art der künstlerischen Trance inspirierend auf ihn.

Während Siegi müde mit den Fingern auf dem Bauch seiner Klampfe herum trommelte, drehte Hannes sich langsam herum und schaute das Bild wieder an. Er begann es zu umkreisen, wie der Löwe seine Beute umkreist, langsam, vorsichtig und leise.

Wie auf samtenen Pfoten drängte Hannes die mittlerweile riesige Menschentraube sanft zurück. Immer ausladender wurden seine Kreise, immer ungestümer seine Bewegungen.

Da, ein erneutes Mischen der Farben, gefolgt von einem schnellen Pinselstrich; dann ein kurzes Innehalten und schon wieder drängte es den Maler seine Beute zu umrunden, wieder und wieder bis zum nächsten Farberguss.

Immer wilder und drängender wurden seine Bewegungen, immer ungestümer und zwingender wirbelte er sich und sein Publikum im Kreis.

Ein Tanz war entstanden, in dessen wildem Rhythmus die Passanten mit dem kreativen Brodem des Meisters mit atmeten, bis hin zum nächsten hingeworfenen Schwung des Handgelenkes, der sich leise huschend auf die borstige Verlängerung seiner Hand übertrug.

Und wieder drängten die Bewegungen des fordernden Dirigenten seinem Publikum den eigenen Odem auf, gewaltig, mächtig, durchdringend, immer weiter und weiter, bis die Farbe förmlich aus Hannes herauszurinnen schien.

Er schrie und die Pein übertrug sich auf seine Zuschauer.

Hannes verrenkte sich, malte und die Passanten malten mit, Pinselstrich für Pinselstrich, tauchten mit ein in das Mysterium dieses nebulösen Schöpfungsakts; nahmen teil an den gewaltigen Gefühlen des Schaffenden und wussten doch, dass das alles echt war, was sie hier geboten bekamen.

Besonders ein junges Mädchen, das dem Treiben schon geraume Zeit zugesehen hatte, erlebte Hannes' jämmerliche Anstrengung am eigenen Körper. Wie eine Bombe drohte ihr Herz bei jeder Regung des Malers, beinahe zu zerspringen.

Plötzlich ein jähes Aufbüumen des Künstlers, eine Eruption hektischer Befreiung, ein gleißender Feuerball des schöpferischen Aktes: Hannes malte sein Bild innerhalb von fünf Minuten und ließ sich dann auf sein Höckerchen fallen, um gleich darauf wie tot in sich zusammenzusinken.

Die feinen Haarpinselarbeiten, das wusste Siegi, würde er erst später ausführen, wenn Hannes mit sich und dem Bild im Reinen war.

Es dauerte eine Weile, bis sich das Publikum wieder gefangen hatte. Neugierig betrachteten die Umstehenden das beinahe fertige Werk.

Zögernd und scheu ging das junge Mädchen auf den zusammengesunkenen Hannes zu. Ihr war, als würde sie ihn schon Jahre kennen und das Bedürfnis, ihn tröstend in die Arme zu nehmen und wie ein Kind zu wiegen, stieg ins Unermessliche. Doch wie konnte sie für einen ihr völlig fremden Menschen derartige Gefühle hegen?

Er hatte ihr Innerstes angerührt und irgendeine weit entfernte Sehnsucht war zum Vorschein gekommen, die einen für das junge Mädchen kaum benennbaren Lebenstraum plötzlich zum Greifen nah erscheinen ließ. Doch wie war das möglich...?

„Geht es ihnen gut?“ Sanft legte das Mädchen seine Hand auf Hannes Schulter.

Statt Hannes antwortete Siegi, während er die wohl gefüllte Mütze mühsam in seine Hosentasche stopfte.

„Nee, nee Fräulein, machen s' sich mal keene Jedanken, dem fehlt nüscht, wenn der malt, ist der immer so, da kann man nüscht machen, wa!“

Verlegen wagte das Mädchen einen erneuten Versuch: „Kann ich Ihnen nicht doch irgendwie helfen?“

Wortlos starrte Hannes Löcher ins Kopfsteinpflaster. Plötzlich stand er auf, signierte das Bild gewissenhaft mit Tag, Monat, und Jahr, hob es, ohne es noch eines Blickes zu würdigen von der Staffelei herunter und lehnte es mit der obersten Kante der Rückseite an die Litfaßsäule an.

„Ich werde es erst wieder ansehen, wenn es an der Zeit ist“, murmelte Hannes und wollte wieder zurück zu seinem Hocker gehen. Jetzt erst bemerkte er das Mädchen.

Ein „Hallo“, stolperte scheu aus ihrem sinnlichen Mund.

Hannes stotterte verlegen: „Hallo! Stehst du schon lange da, ähm... ich meine, sind Sie schon lange, ähm ...?“

Das Mädchen lachte und nickte bestätigend mit dem Kopf.

„Soll ich sie malen? Oder ... ähm ...?“

Das Mädchen antwortete spontan: „Ja!“

„Was für ein blödsinniger Vorschlag“, brummelte Hannes, von der Situation völlig überrumpelt zu sich selbst und zu dem Mädchen gewandt stotterte er, während er hilflos mit den Armen ruderte:

„Ich meine... ähm, ich kann das nicht... Jetzt nicht, wenn Sie verstehen, was ich meine? Es ist nämlich so..., ähm, so schnell nicht, ähm, ich meine...“, verlegen brach Hannes ab, kratzte sich am Kopf, startete einen neuen Anlauf und sagte: „Tja dann müssten wir uns wohl noch einmal wieder sehen!“

„Und, wäre das so schlimm?“ Sie lächelte beherzt.

Jetzt erst bemerkte Hannes wie hübsch sie war. Von den niedlichen Backengrübchen zog sich eine leichte Röte bis hinauf zu der niedrigen Stirn, auf welcher der Wind ihre weichen braunen Haare zärtlich zerzauste. Der modische Kurzhaarschnitt und die vorwitzige Stupsnase verstärkten den Liebreiz des Mädchens noch. Hell und luftig wirkte ihre Kleidung; sie war vornehm, aber nicht überkandidelt: ein Mädchen aus gutem Hause, wie Hannes vermutete.

„Schlimm, ach nein, warum denn schlimm“, sagte Hannes und warf Siegi einen verzweifelten Blick zu, der dem eines Verdurstenden in der Wüste glich.

„Hannes meint nur“, erläuterte Siegi, plötzlich in einwandfreiem Hochdeutsch, „dass er Sie gerne malen möchte und sich gerne mit Ihnen träfe, nur dass er auf die Schnelle jetzt eben nicht malen könne, weil er sich eben darauf vorbereiten müsse!“

„Ach so, ja, dann, passt es ihnen morgen um drei?“

Und das Funkeln ihrer Augen war es, das Hannes verzauberte.

„Ja! Und wo?“, fragte Hannes unsicher und fühlte sich plötzlich wie Diogenes ohne Tonne.

„Ich würde sagen, am Reiterstandbild im Innenhof des Alten Schlosses“, antwortete das Mädchen.

Hannes wiederholte die Worte des Mädchens monoton und starrte sie aus betörten Augen an: „Am Reiterstandbild im Innenhof des Alten Schlosses um drei, dann, ja!“

„Tschüss dann ihr beiden!“

„Tschüss du eine“, sagte Siegi und pfiff ein munteres Liedchen durch die Zähne.

Hannes ließ sich auf seinem Höckerchen nieder und starrte vor sich hin. Wie konnte ein Mensch nur so bezaubernd lächeln.

Heinrich Gurkenthal trottete durch den Berliner Wedding. Genauer gesagt, er stakste einher; den knorriegen Leib in den einzigen Anzug gestülpt, den er besaß, der eine Fuß auf dem Trottoir und der andere auf dem Bahndamm. Dabei stocherte er, auf der Suche nach etwas Brauchbarem, fortwährend mit dem Knotenstock im Rinnstein herum.

In der anderen Hand trug er ein abgegriffenes braunes Köfferchen.

Ein Handlungsreisender zwischen zwei Terminen, hätte man meinen können.

Dennoch sah er irgendwie verwegen aus, dieser Heinrich Gurkenthal, dessen braune, von langen schwarzen Wimpern umrahmten Augen, viel zu dicht beieinanderstanden.

Ein Eindruck, der durch die ineinander übergehenden buschigen Augenbrauen noch verstärkt wurde. Auf der Oberlippe klebte ein Schnurrbart. Schmal und direkt unter der wulstigen Nase wirkte er nicht sonderlich kleidsam.

Das energische Kinn mit dem ungeliebten Grübchen stand etwas zu weit vor, was er mit einem kleinen Ziegenbart zu kaschieren suchte, der allerdings so viele haarlose Placken aufwies, dass er ihn immer aufs Neue wieder abrasierte. Am liebsten hätte er Vollbart getragen, doch dazu hätte der löchrige Flaum niemals ausgereicht.

Insgesamt wirkte er leicht gedrungen, dieser Heinrich Gurkenthal; der Berliner hätte gesagt, wie ein „abgebrochener Riese“ und das war er auch, in jeder Hinsicht.

Gurkenthals Mutter hatte ihn, kaum dass er dem Uterus entschlüpft war, in einen Backofen gesteckt, ordentlich Feuerung darunter gegeben, jedoch nach einer halben Minute wieder nach ihm geschaut.

Später hatte sie sich oft gefragt, warum sie nicht länger gewartet habe. „Waren es Gewissensbisse, Ahnungen von Jenseitsstrafen oder sonstige unheilvollen Befürchtungen gewesen?“ Sie vermochte es nicht zu sagen.

Kaum dass die Ofentür geöffnet worden war, schien es der noch von der Geburt Geschwächten und über und über mit ihrem Lebenssaft Beschmierten, als grinse ihr der glutrote Säugling aus dem Brodem der Feuersbrunst mit Schmerz verzerrtem Gesicht entgegen.

Nicht in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen, riss sie das angeengte Neugeborene aus dem Ofen heraus, legte es vorsichtig in die abgesprungene Emaille-Schüssel, um es notdürftig zu waschen und rieb es von oben bis unten großzügig mit selbstgemachtem Johanniskrautöl ein.

Von diesem Erlebnis nachhaltig gestählt, schien Heinrich zunächst nur ein angesengtes Ohr und vornehmlich an Bauch und Gesäß einige Hautverbrennungen davongetragen zu haben, gegen die auch das Öl nichts mehr auszurichten vermochte. Das nächtliche Röcheln des Kindes war in Kauf zu nehmen und erst, als er laufen lernen sollte, stellte sich heraus, dass er ein Bein für immer nachziehen würde.

Heinrich war das Ergebnis einer Vergewaltigung gewesen; seine Mutter, eine Dienstmagd in Stellung, war von ihrem Dienstherrn nicht nur

gewaltig ausgebeutet, sondern bisweilen auch mit der Ehefrau verwechselt worden. Alle Versuche, sich des Kindes im Mutterleib zu entledigen, waren fehlgeschlagen, so dass sich das Problem leidlich auf nach der Geburt verschob.

Nachdem jedoch auch diese Aktion nicht von Erfolg gekrönt war, regte sich das Gewissen der Missbrauchten und sie ging dazu über, im Überleben ihres Kindes eine Art Gottesurteil zu sehen – eine Feuerprobe sozusagen.

Jedenfalls wagte sie nie wieder, Hand an den Jungen zu legen.

Von ihrem Dienstherrn entlassen, war sie fortan gezwungen gewesen, in einer Wäscherei zu arbeiten, was ihr gar nicht bekam.

Als Heinrich acht Jahre alt war, erkrankte seine Mutter fünfundzwanzigjährig an der Schwindsucht*.

Heinrich wurde an seinen Patenonkel Melchior Gurkenthal weitergebracht, den Inhaber einer Devotionalienhandlung in einer kleinen Stadt im Schlesischen.

Dieser hatte einen Jungen im selben Alter und da seine Frau nach einem Reitunfall keine Kinder mehr bekommen konnte, war er froh, einen Spielkameraden für seinen kleinen Emil gefunden zu haben.

Doch die beiden Jungen verstanden sich nicht, was immer wieder Anlass zu Verdruss und Streit gab.

Als Heinrich zehn Jahre alt war, wurde er in die unlauteren Pläne seines Patenonkels eingeweiht: Um den Umsatz der kleinen Devotionalienhandlung seines Onkels anzukurbeln, musste eine fingierte Marienerscheinung her.

Monatelang hatte sein Onkel ein Madonnenbild in einen nahe gelegenen Baum geschnitten und einen unterirdischer Tunnel für die Blutröhre gegraben. Diese führte vom Wohnhaus des Onkels bis zum Baum. Und der Plan gelang.

Die Madonna blutete zeitweise aus dem Herzen. Eine Obdachlose hatte das Relief im Baum beim Pinkeln entdeckt und war sofort zum Pfarrer des Örtchens gelaufen.

Fortan war der Absatz von Marienstatuetten, Heiligenbildchen und sonstigem Kram gewaltig gestiegen und hatte so den Pleitegeier, der seit langem über dem Geschäft gekreist war, erfolgreich in die Flucht ge-

schlagen. In solch zwiespältigem Umfeld wuchs der kleine Heinrich unbekümmert, aber behütet auf und begriff früh den Unterschied zwischen Sein und Schein.

Der Eingang des Friedhofs flutete in gleißendem Sonnenlicht, aber die letzten Fetzen einer Nebelbank waren in der Ferne noch sichtbar. Die frühe Trauergemeinde hatte sich Hände gefaltet schon dicht um das Grab gruppiert; er war also gerade noch rechtzeitig gekommen, um den einträglichen Leuten zu kondolieren.

Kurz bevor er bei den Hinterbliebenen eintraf, warf Heinrich Gürkenthal noch einen schnellen Blick auf die Todesanzeige aus dem *Berliner Tagblatt*.

Zwar hatte er die Namen auswendig gelernt, war sich aber nicht mehr sicher, ob es sich bei dem jungen Mann, der neben der tief verschleierten Witwe stand, um einen Neffen oder gar um den Sohn des Verstorbenen handelte.

Gott sei Dank, in der Anzeige stand nichts von Stammhaltern. Diesbezüglich war Heinrich nämlich ein gebranntes Kind.

Als Heinrich Gürkenthal in der Schlange der Kondolierenden endlich an die Reihe kam, fingerte er eine Visitenkarte aus seinem Jackett. Mit den Worten:

„Mein Beileid, gnädige Frau, ein guter Freund ihres Mannes bietet ihnen seine Hilfe an“, drückte er der, unter dem Schleier kaum sichtbaren Witwe, seine Karte in die behandschuhte Hand und verbeugte sich artig. Schnell empfahl er sich und humpelte in Richtung Ausgang davon, bevor noch jemand unangenehme Fragen an ihn zu richten, im Stande war.

In ein paar Tagen, wenn sich die ersten Trauerflusen gelegt hätten, würde er unerwartet bei der Witwe erscheinen und hoffte sehr, diese allein anzutreffen.

Inzwischen würde er sich so viel Wissen über den Verblichenen zugelegt haben, dass er die Rolle des entfernten Bekannten relativ gut spielen konnte.

Es würde nicht lange dauern und die Witwe trennte sich aus purer Dankbarkeit gerne von dem ein oder anderen mit schmerzlichen Erinnerungen an den lieben Verstorbenen behafteten Möbelstück.

Heinrich hatte auf diese Weise schon das wertvollste Inventar ergattert; er brauchte dann nur noch dem Trödelhändler Rudolf Templin die entsprechenden Anweisungen zu geben und konnte in Ruhe sein Honorar einstreichen.

Obwohl Heinrich Gurkenthal bei seinen Schiebergeschäften recht gut verdiente, versuchte er dennoch, so wenig wie möglich von seinem ergaunerten Vermögen auszugeben; er sparte sich alles vom Munde ab, denn die Zeiten waren hart.

Sein Köfferchen, das er meist mit sich herumtrug, enthielt seine gesamte Habe und er hütete es wie seinen Augapfel.

Besonders stolz war er auf seine Compur-Leica. Er hatte sie vor zwei Jahren als Honorar für einen besonders gelungenen Coup eingestrichen. Die Filme für die Kleinbildkamera kosteten zwar ein kleines Vermögen, Heinrich benutzte sie aber auch nur zu ganz bestimmten Zwecken.

Neben der Kamera befand sich noch Rasierzeug, ein kleiner halbblinder Taschenspiegel, ein Stückchen Seife, ein frisch gebügeltes Oberhemd, ein durchlöchertes, verflecktes, aber in Wirklichkeit gewaschenes Oberhemd, eine zerfledderte Cordhose nebst Rabattentretern* und zwei Sätze Unterwäsche, sowie mehrere Orden, eiserne Kreuze und ein verrosteter Orden in dem Koffer.

Nicht dass Heinrich Gurkenthal im Krieg gewesen wäre; die durch den mütterlichen Anschlag ausgelöste Behinderung hatte das erfolgreich verhindert.

Dennoch war Heinrich im Laufe der Jahre dazu übergegangen, die alles entscheidende preußische Frage: „Ham Se' jedient?“, mit „Ja“ zu beantworten und sein kaputtes Bein zusammen mit dem Eisernen Kreuz dritter Klasse und dem Orden zu präsentieren.

Er hatte die Ehrenabzeichen kurz vor Kriegsende toten deutschen Soldaten abgenommen.

Nur seine wahren Schätze, die Papiere oder Flebben*, wie die Vagabunden sagen, bewahrte er im Geheimfach des Köfferchens auf.

Die Glocke der Schrippenkirche* war weithin hörbar. Heinrich zählte drei Schläge. Eine Viertelstunde noch bis der Gottesdienst begann. Schnell drückte er sich in den morastigen Hinterhof einer Spelunke. Er kannte das Klohäuschen der Destille genau und stellte sein Köfferchen

auf den modderigen Abtritt. Er entkleidete sich und legte alle Kleidungsstücke ordentlich in den Koffer. Doch als er sich das löchrige Unterhemd über den Kopf ziehen wollte, fiel der Koffer herunter und sein Inhalt entleerte sich auf den stinkenden Fußboden.

„Mist verdammter!“, schimpfte er. Das würde ihn wieder ein Stell-dichein bei der dicken Schreddern kosten, einer ledigen Nachbarin aus dem Hinterhaus. „Na ja, sei's drum; Hauptsache, die Kamera war heil geblieben!“, dachte er.

Schnell raffte er die schmutzigen Kleider zusammen, tauschte die blank gewienerten Sonntagsschuhe gegen die ollen Treter aus und beeilte sich, noch einen Platz in der Schrippenkirche zu ergattern, ehe noch der einäugige Eugen das Kirchenportal mit lautem Getöse ver-rammelte.

Der Gestank, der Heinrich Gurkenthal entgegenschlug, als er das Kirchenschiff betrat, war atemberaubend. Jemand drückte ihm einen Zettel in die Hand: „Hausordnung“, stand da in großen Lettern zu lesen.

Die gesamte Kirche war fast bis auf den letzten Platz besetzt.

Heinrich quetschte sich zwischen zwei völlig heruntergekommene Kleiderbettler, die sich offenbar gut kannten und sich über ihn hinweg dauernd Zoten zuflüsterten.

In der Schrippenkirche war versammelt, was Berlins Straßen so zu bieten hatten: Vagabunden, Walzbrüder*, Speckjäger*, Tippelschick-sen*, Freigänger*, Wandervögel*, Kriegsbeschädigte, Entwurzelte aller Schichten, sprich Bettler aller Art und Façon.

Freiwillige Helfer verteilten die Segnungen an die Bedürftigen; pro Person zwei Schrippen*.

Die Brötchen mussten allerdings so lange auf der Bank liegen bleiben, bis der Choral gesungen war.

„Da hat sich der Schrippenarchitekt*, Bäcker Plempke, vorgestern aber wieder ordentlich ins Zeug gelegt, dass wer uns jetzt det Gummizeugs in de Futterluke* schieben dürfen, wa Piete?“, geiferte der eine Banknachbar über Gurkenthal hinweg dem andern zu und biss grinsend in sein Brötchen.

Mit einer schnellen Bewegung wischte Gurkenthal über seine Wange hinweg, an der die stinkende Spucke des einen klebte. Dazu gab's Malz-

kaffee aus gesprungenen Emailletassen, der wie gebranntes Waschwasser schmeckte; anderthalb Tassen für jeden, immerhin!

Da hockten sie nun in der zugigen Kirche! Das Frühstück schmeckte wie „Fußlappen mit Flöhen drin“ und der Gottesdienst schien kein Ende zu nehmen.

Heinrich hielt Ausschau nach Sonka, Hugo Sonnenschein, ein Tippelpoet, der wie sein Name schon sagte, ein sonniges Gemüt hatte; das allerdings nur, wenn er besoffen war, und das war er fast immer.

„Schreiben kann ick nur im „illuminirten* Zustande“, sagte er immer und lachte dabei schallend.

Und er schrieb gut, dieser Sonka: Wunderschöne Gedichte von der Tippelei*, von der schönen Natur im Allgemeinen und von den Unbillen des Landstreicherlebens. Doch auch Schmähsschriften waren sein Ding.

Hier ging es eigentlich meist um dasselbe: Der böse ausbeuterische Kapitalist saugt dem armen gebeutelten Arbeiter so lange das Blut aus den Adern, bis diese leere duckmäuserische Seele aus dem Joch des schmerbäuchigen Menschenbesitzers herauskatapultiert und mit einem Fußtritt in die Gosse befördert wird.

Fortan ist der für die Gesellschaft nur noch fauler Schmarotzer, der Brotrinden aus Müllkästen fischt und weit weniger wert als ein räudiger Hund.

Das Ganze noch schön gespickt mit anarchistischen Parolen und der Aufforderung zur Weltrevolution; ja das konnte er gut, dieser Sonka.

Gurkenthal selbst war ein eher unpolitischer Mensch.

Bei weltklugen Diskussionen hielt er sich unauffällig im Hintergrund und verdrückte sich bei Zeiten, wenn er die Möglichkeit dazu sah.

Ansonsten verwies er, was seine politischen Prämissen betraf, auf seine veröffentlichten Schriften, die in Wirklichkeit Sonka geschrieben hatte, und war damit immer gut gefahren.

Im Verlag der Vagabunden* waren schon zwei Gedichtbände unter dem Namen Heinrich Gurkenthal erschienen. Viel Geld hatte dabei nicht herausgeschaut, doch es war ein Anfang.

„Wenn man nichts ins Geschäft reinsteckt...!“

Der Gottesdienst war zu Ende. Besonders eilig, dem elenden Ge-